

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [19]

Artikel: Klaus Inzuben und seine Tochter [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587682>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in der Stadt um. Viele waren, die sagten: „Er wird ihrer bald überdrüssig sein, nun er König ist.“ Einige lästerten, daß Trewula wieder Magd sein werde, ehe des Tages Abend komme; denn des Königs Mutter sei nicht im Gefolge gewesen, das ihr entgegenzog. Wenige nur sprachen: „Sahst ihr ihr helles Gesicht und den kühlen klaren Willen darin?“

König Richmut hatte aber sein Pferd neben Trewulas Zelter gelenkt und hielt sie mit dem Arm umschlungen, während sie bergzu ritten.

Die Ritter und Knechte, alle neigten sich vor der blonden Frau; denn es wagte keiner der Höflinge, ein Mißfallen an derjenigen zu verraten, die dem jetzt allmächtigen Herrscher gefiel.

Die Mutter des Königs stand auf der Treppe, die zu dessen Gemächern führte. Sie war eine hohe, weißhaarige, schöne und milde Frau, die das Unglück wohl das Haupt gebleicht, aber nicht gebeugt hatte. Sie breitete die Arme aus, als Richmut sein Gemahl über die Stufen ihr entgegenführte, und hob, da Trewula in edelm Anstand vor ihr knien wollte, sie zu sich empor. „Ich weiß, wer du bist, mein Kind,“ sagte sie. „Wen mein letzter Sohn liebt, der soll auch in meiner Liebe wohnen.“

Und abermals nach einer Weile, da Trewula frei von ihrer niederen Herkunft redete, sprach sie die Worte: „Vor dem Gram sind wir alle gleich. Das Unglück fragt nicht nach Rang und Stand und macht Fürstin und Magd zu Schwestern.“

(Fortsetzung folgt).

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

III.

Seit bald einer Woche trug nun Hermine den gelben Keif am Finger. Sie hatte sich an dessen Anblick und an den Gedanken des Gebundenseins gewöhnt und sah der Zukunft zwar ohne überschwingliche Hoffnungen, aber doch mit innerem Frohsinn entgegen, mit der gelassenen Festigkeit, mit der sie sich ein sicheres und schönes Leben zu bauen gedachte. Ein bißchen nüchtern und unfeierlich war es nach ihrem Empfinden bei der Verlobung schon zugegangen. Wenn sie jetzt so darüber nachdachte, kam es ihr vor, als sei daran der Goldschmied Steiner in Krien auch ein wenig mit schuld gewesen, der seine Sache in so hölzern geschäftlicher Weise abtat, als ob es sich nur um den Verkauf eines Silberlöffels oder einer Uhrenschale gehandelt hätte.

Und warum hatten denn die Annette und ihr Hochzeiter Großmann immer mit dabei sein müssen? Die Wagenfahrt nach Krien und der abendliche Spaziergang nach der Station Innerberg standen durch sie ganz unter dem Zeichen langweiligen Geschwätzes und verliebter Wiße. Eine Ausfahrt komme bei dem schönen Wetter auch ihnen gelegen, hatte Annette gesagt, besonders da auf dem Taubenmoos sowieso nicht jeden zwanzigsten Sonntag eingespant werde.

Es war Hermine, als hätte sie ohne die zwei unwerten Zeugen ihrem Verlobten an diesem Tage innerlich näher kommen müssen. Ein einziges Wort, irgend eine kleine Anspielung hätte vielleicht die unsichtbare Schranke zwischen ihnen zu heben vermocht.

Beim festlichen Mahl auf dem Taubenmoos gab die Merkin den Ton an. Es war da viel vom Schaffen und Zunrechtensehen und herzlich wenig vom Liebhaben die Rede. Annetens Hochzeiter, ein Witwer anfangs der vierziger Jahre, geizte zwar so wenig wie auf der Fahrt mit verliebten Anspielungen seiner Braut gegenüber; aber diese waren nicht so einwandfrei, daß Hermine die künftige Schwägerin darum beneidet hätte. Sie mißgönnte dieser auch die etwas

zweifelhaften Zutunlichkeiten nicht, die sich der Zärtliche in guter Laune gestattete.

„Das kommt dann beim Konrad schon auch — so mit der Zeit,“ sagte die Merkin nachher in der Küche tröstend und verheißend zu Hermine und gab sich dabei viel Mühe, den Kopf aus seiner wagrechten Stellung etwas aufzurichten und ihr schlaues Augenblinzeln mitreden zu lassen. „Die Merken sind so. Sie können sich im Anfang nicht umtun beim Weibervolk. Wenn sie dann aber einmal auf-tauen — sein Vater ist affkurat so einer gewesen. Es ist lang gegangen, bis ich nur einen Kuß von ihm bekommen habe. Aber dann nachher — o, das macht sich bei Brautleuten von selber!“

Die Merkin glaubte das gut gegeben zu haben. Hermine dachte von diesem Augenblick an noch viel geringer von ihr. Ja, sie hatte Mühe, den heimlich aufsteigenden Widerwillen gegen sie zu bekämpfen und freundlich und gelassen zu bleiben.

Als sie nachher mit Konrad bei der Rinderweide im Grasgarten stand, erschien ihr der Hof von dieser Seite her besonders schön und stattlich. Das schwelende Glücksgefühl durchzitterte wieder ihr Herz. Diese stolze Heimat der ganzen Umgegend die ihrige! Das Taubenmoos! Wie hatte dieses Wort einen ganz neuen Klang bekommen, seitdem sie es auf dem steinernen Türbogen eingemeißelt gesehen, seitdem sie im Traum die weißen Taubenschwärme um Giebel und Mauern streichen sah!

Hermine mußte sich plötzlich auf die Lippen beißen, sie hatte ihr Herz über einem Wunsche er-tappt. Die häßliche, armselige Frau drüben im Hause — einmal würde sie ja dann nicht mehr da sein ...

Konrad stellte ihr seine Lieblinge vor, seine gelbgefleckten Prämienrinder, die, in verschiedenen Altersabstufungen vom kaum der Milch entwöhnten Kälbchen bis zur trächtigen Kalbin auf der Weide verstreut, sich am kurzen Grase göttlich taten. Er machte sie auf die körperlichen Vorzüge einzelner Tiere aufmerksam, die beim Prämieren ins

Gewicht fielen, und nannte die Punktzahl, die jedes bei der letzten Schau gemacht hatte. Er versäumte auch nicht, das gute Befinden der Stammutter Vittoria festzustellen, jedoch mit dem bedauernden Zusatz, daß sie leider, wie zu befürchten stand, diesmal nicht recht an die Milch kommen wolle.

Inzwischen war das schwarze Fohlen neugierig herzugetrabt. Es blickte Hermine über das Gestänge hinweg wie aus treuherzigen Kinderaugen an und legte ihr die hingehaltene Hand und den Ring am Finger. Sie war sogleich gut Freund zu ihm. „Gelt, du fährst uns dann einmal nach Gersbach hinüber, wenn du erst ziehen gelernt hast,“ plauderte sie an das zutrauliche Tier hin. Sie hatte sich mit diesem Einfall zuerst an Konrad wenden wollen, sich dann aber anders besonnen.

Konrad fand viel an dem Fohlen auszusprechen. Es wachse sich gar nicht nach Wunsch aus, sagte er; er habe im Sinn, das Tier bei guter Gelegenheit zu verkaufen oder zu vertauschen. Es stehe zu weich in den Fesseln, überhaupt, zu viel Wind für ein Bauernpferd.

„Sein Gesicht gefällt mir halt so,“ wollte Hermine dem Fohlen zum besten reden; doch ließ sie es nach einigem Nachdenken damit bewenden, daß sie ihm den Hals und die kurze Mähne streichelte und ihm eine Handvoll von den außerhalb der Umzäunung stehenden fetten Kräutern darbot, die ihr das zutrauliche Tier vergnüglich aus der Hand fraß, um ihr nachher durch ein paar mutwillige Luftsprünge gleichsam seinen Dank abzustatten.

Heute, nachdem sie reichlich Zeit gehabt, über alles nachzudenken, redete sich Hermine selber ein, Konrad müsse wohl recht haben, man dürfe in Geschäftsfragen nicht auf kleine Liebhabereien und Wunderlichkeiten abstellen. Besonders hübsch fand sie es jetzt von ihm, daß er ihr zum Abschied die kleine Photographie geschenkt hatte, die ihn als angehenden Trainisoldaten darstellte, die derben Arbeitshände auf dem Säbelforb übereinander gelegt. Er hätte die Unteroffiziersschnüre haben können, hatte er ihr so nebenhin gesagt; aber das rentiere sich schlecht, da sei man in den ersten Jahren die halbe Zeit im Dienst.

Das Bild stand nun eingerahmt auf dem weißgedeckten Tischchen in ihrer Kammer. Hermine saß oft nachdenklich davor. Manchmal nahm sie es aus dem Rahmen heraus und betrachtete es lange. Sie wollte und wollte etwas darin finden, das sie lieben müßte, recht von Herzen lieb. Aber immer wieder konnte sie über das Bild hinweg den hohen Giebel mit den vier Pappeln aufsteigen sehen. Oder das schwarze Fohlen stand am Lattenzaune vor ihr und blickte sie mit den klaren Kinderaugen an. „Nicht verkaufen, gelt ...“

In den letzten Tagen war Hermine bei der Rebenarbeit fast immer allein gewesen. Rudolf lag krank im Bett, und die Schwägerin hatte übergenug mit Pflege und Haushalt zu tun. Er hatte sich bei einem Brandunfall in Reichenberg erkältet und sich dadurch eine Brustfellentzündung zugezogen.

Am einem hellen Nachmittage war nun Han-

na Meister herübergekommen, um der Freundin beim Festbinden der zurückgeschnittenen Reben behilflich zu sein. Man hatte alle Ursache, sich mit der Arbeit zu sputen; denn die runden molligen Fruchtäugen saßen bereits locker am braunen Holz und machten Miene, ihre Umhüllung zu sprengen. Da war auch mit dem Hacken keine Zeit zu verlieren. Hanna erzählte von ihrer zukünftigen Schwiegermutter, der Kleinerin im Grund. Sie fand kaum genug Worte, um deren verständige und wohlmeinende Art zu rühmen. Bereits sei im Grundhof für die beiden Alten eine kleine Wohnung im obern Stock eingerichtet: gleich vom ersten Tage an dürfe sie, Hanna, den Haushalt nach ihrem Stil führen; niemand, kein Mensch werde ihr drein befehlen. Die Kleinerin habe sich verredet, ihre Sohnsfrau müsse nicht durchmachen, was sie selber mit ihrer Schwiegerin durchgemacht habe. Weil zwischen den Ideen doch immer ein Graben liege, so sei es besser, man mache auch bei den Leuten gleich von Anfang an zwei Teile und lasse die Alten alt und die Jungen jung sein.

Hermine ihrerseits wollte haben, daß die Kameradin recht bald einmal an einem Sonntag mit ihr zusammen einen Ausflug aufs Taubenmoos mache; sie könne sich gar nicht ausdenken, wie schön es da sei. Es gebe jetzt Augenblicke, wo es ihr daheim nicht mehr so recht gefalle.

Die Mädchen gaben darauf acht, daß sie beim Reden nicht zu laut wurden; denn die vereinzelt oder in kleinen Gruppen da und dort an der steilen Halde tätigen Nachbarinnen brauchten vom Inhalt ihres vertraulichen Geplauders nichts zu wissen. Noch weniger Pauli, der junge Tagelöhner, den Klaus Inzuben gestern von Neuwies herüber mit heimgebracht hatte in der Voraussetzung, daß es mit Rudolf etwas länger dauern könnte.

Pauli war nicht weit von den fleißigen Binderinnen damit beschäftigt, die locker sitzenden Rebestecken mit Hilfe des scharf gezahnten Stoßeisens fester einzurammen, die schadhaften nachzuspitzen und die morsch und unbrauchbar gewordenen durch neue zu ersetzen. Er versäumte nicht, neben der Arbeit hin und wieder ein Scherzwort zu der in seiner Nähe schaffenden Lina Ribi hinüber zu schicken, die ihm die Antwort nicht ein einziges Mal schuldig blieb. Hanna behauptete, die Lina wäre heut nicht in die Reben gegangen, wenn sie den Pauli nicht mit Gertel und Stoßeisen hätte ausrücken sehen. Diese habe nämlich bereits herausdividiert, daß er kein gewöhnlicher Knecht sei, sondern daß sein Vater in Neuwies ein ganz nettes Gütchen umtreibe. Und weil Lina im Dorf die einzige ihres Jahrganges sei, die den Ring noch nicht habe, so wäre es ihr jetzt allweg stark dran gelegen. Sie habe ja früher immer damit geprahlt, wie sie vor Anträgen fast nicht wisse wo aus noch ein. Es sei ihr eigentlich zu gönnen, daß sie jetzt ein wenig an der Angsthalde herumlaufen müsse, seit ihre alten Schätze alle einen andern Strich genommen.

Als es Zeit zum Einnehmen des Vesperbrotes



Walter Tilie, Bärwald.

Tannus-Landschaft.
Federzeichnung, 1902.

war, setzte sich Pauli in launiger Weise zuerst in einiger Entfernung von den zwei schmalen Rehbänklein auf einen Markstein, mit der Ausrede, es passe ihm nicht, zwischen zwei Bräuten zu sitzen, zumal er schon bemerkt habe, daß diese ihre Heimlichkeiten lieber unter sich allein auskrant. Erst als sich dann die Lina auch herzu machte, nahm er den Mädchen gegenüber auf dem leer gebliebenen Bänklein Platz. Er hätte gar nicht geglaubt, gestand er lachend, daß man hier im Rebborg eine so schöne Aussicht habe, halt wenn man nach der unrechten Seite sehe.

Das vergnügliche Wortgefecht zwischen ihm und Lina erlitt des Essens wegen keine Unterbrechung. Allerlei Witze und scherzhafte Anspielungen wurden aufgefächert, womit sich die Bewohner von Nachbardörfern gelegentlich zu necken pflegen. In Neuwies wisse jedes Kind, daß die Gersbacher ihr Gemüt im Geldsäckel mit sich herumtrügen, brachte Pauli unter anderem vor; da müsse es sich halt bei manchem vor den prozigen Fünflibern in die Nacht hinein verkriechen. Er behauptete auch, in Gersbach dürften sogar die Spazier nie mehr als drei Junge haben, damit es beim Erben nicht zuviel Teile gebe.

„Und wenn in Neuwies einer ein Mädchen ums Tanzen fragt, sagen immer gleich ihrer fünfnein,“ gab ihm die zungenfertige Partnerin zurück. „Das macht: es weiß keine, welche er gemeint hat, weil die Neuwieser Burschen alle schielen.“

Hermine mußte sich unwillkürlich durch einen raschen Blick überzeugen, daß das mit dem Schielen bei Pauli nun wirklich nicht zutraf. Dabei wollte es ihr neuerdings vorkommen, als wenn seine Augen nicht so ganz recht zu seinem muntern, scherzbereiten Wesen passen würden.

Hanna meinte, als sie wieder bei der Arbeit waren, es nehme sie eigentlich gar nicht wunder, daß das Lini ein wenig in sein neues Bis-a-vis verschossen sei. Es werde die Gelegenheit nun wohl benützen, ihm jeden Morgen vom Kammerfenster aus hinüber zu telephonieren. Gewiß könnte es da einen Schick geben. Und für den Pauli wäre das gar nicht so dumm, die Lina bekomme doch einmal ordentlich Baßen.

Abends bei Tische konnte Hermine der kleinen Versuchung nicht widerstehen, den neuen Hausgenossen noch einmal kurz ins Auge zu nehmen mit dem klaren Vorhaben, sich dessen Art und Wesen endgiltig einzuprägen, um sich dann nachher nicht weiter um ihn zu kümmern. Pauli ertappte sie über dem Blicke; ihre Augen blieben für eine Sekunde ineinander gebannt. Das erste, was Hermine nachher klar zu denken vermochte, war: Ob wohl der Vater etwas bemerkt haben könnte ...

Als sie eine halbe Stunde später droben in ihre Kammer trat, lag ein überlegenes Lächeln auf ihren Lippen. „Es ist gut, daß es so weit ist,“ sagte sie leise zu sich selber. Lange betrachtete sie beim Kerzenschimmer das Bildchen ihres Verlobten und redete sich ein, dieser könne sich wohl neben jedem andern sehen lassen. Sie wußte nicht einmal, daß es ihr schon an diesem Abend unmöglich war, einen Ge-

danken ganz vor sich selber zu verbergen und zu verleugnen.

Mit einem kleinen Mißbehagen glaubte sie heute zum ersten Mal wahrzunehmen, Konrad gleiche in einem Zug um die Nase und Mund ein ganz klein wenig seiner Mutter.

Es konnte während der nächsten Tage etwa vorkommen, daß Hermine unbewußterweise vom Fenster aus auf Pauli achtgab, wenn er im Hof hantierte oder wenn er das Vieh über die Dorfstraße zum Brunnen führte, bei welcher Arbeit ihr seine gutmütig-gelassene Art oft auffiel. Ihr Bruder hatte beim Tränken immer viel zu schimpfen gehabt, besonders bei den halbgewachsenen Kindern, denen er beständig mit dem Stecken auf Maul und Nase schlug und jeden mutwilligen Seitensprung scharf übelnahm. Pauli dagegen fand seinen Spaß an dem launigen Wesen der Tiere. Den langen Halfterstrick gemächlich von einer Hand in die andere nehmend, ließ er sie die vergnüglichsten Tänze um sich herum aufführen, kaum daß er etwa einmal ein beschwichtigendes „Soho!“ hören ließ.

Als ihm Hermine wieder einmal bei diesem Gebaren zuschaute und dabei unwillkürlich mit der Arbeit des Stubentehens innehielt, stand die Brene unversehens hinter ihr in der offenen Ruchentüre. Ob das Schäckrind seit gestern abend gewachsen sei, fragte sie mit giftiger Betonung und zog die Türe wieder hinter sich zu. Hermine fühlte, daß ihr das Blut ins Gesicht schoß. Aber entgegnen konnte sie nichts.

Sie nahm sich von da an mehr als bisher zusammen. Sie wußte nur zu gut, die Schwägerin hatte Augen wie ein Luchs. Aber es war Hermine auch nicht entgangen, daß Brene den jungen Tagelöhner nicht ungern um sich hatte und es besonders gern sah, wenn sich Pauli mit dem kleinen Ruedeli abgab und mit ihm spielte.

Nun, am Sonntag mußte ja Konrad kommen. Er hatte geschrieben, daß er vom Rebstockwirt, der mit Vieh handelte, einen Zugochsen kaufen wolle, da das bleßierte Pferd immer noch nicht gehe und der Markt in Krien der Seuche wegen geschlossen sei.

Hermine freute sich auf den Tag. Sie wollte mit Konrad einen Spaziergang durchs Dorf und gegen Wangenrist hinauf machen. Und die Leute durften dann schon ein wenig sehen, daß sie ihn leiden mochte ...

IV.

Klaus Inzuben schritt in diesen Tagen womöglich noch stolzer und aufrechter durchs Dorf, als er es sonst gewohnt war.

„Da, mitten in der Breiten Au, hart an der Straße sollte das Taubenmoos für eine Woche stehen,“ sagte er eines Abends zu Hermine, als sie allein miteinander vom Felde heimkehrten. „Keinen Menschen sollte es geben im Dorfe, der nicht wenigstens einmal über die Hofstatt hinweg und an das steinerne Haus hinaufgesehen hätte. Die Leute hier würden anders reden hinter uns her, wenn sie

wüßten, daß halb Innerberg der Merkin zinsen muß. Der Specker im Gütli weiß es, aber der sagt nichts. Er ist extra hinüber gefahren. Und auf dem Heimweg hat er sich einen Rausch angetrunken aus Nerger darüber, daß der Merk nicht bei seiner Susanne angeklopft hat.“

Hermine fühlte in diesem Augenblick, wie tief der heimliche Hochmut auch in ihrem Herzen saß. Sie überlegte ernsthaft, ob sie nicht den Vater gleich jetzt um etwas bitten wolle. Es ging doch nicht gut an, daß Pauli noch lang im Hause blieb. Es ging nicht gut an ...

In der vergangenen Nacht hatte sie einen Traum gehabt. Als Frau sah sie sich auf dem Taubenmoos. Aber der Hof hatte kein Sonnengewand an, wie damals, als sie am Waldessaume hinter Innerberg mit einem lieben Gedanken Windröschen und Schlüsselblumen gepflückt. Wie ein ausgezogenes Auge grinst der leere Taubenschlag auf die Hofstatt herab. Konrad stand mit verdrießlichem Gesicht am Brunnen und wusch sich Arme und Hände. Und jetzt lehnte der Pauli neben ihm am Brunnenstoß. Er strich sich mit einer langsamen Bewegung das Braunhaar aus der Stirne und sagte mit seinem eigentümlichen Hinsehen, das sie sonst noch an keinem beobachtet hatte: „Meister, Ihr habt eine Frau und wißt es nicht.“

Hermine hatte nachher über den Traum zu lächeln versucht, dann wieder hatte sie sich über ihn geärgert.

Und am Morgen war dann noch etwas ge-

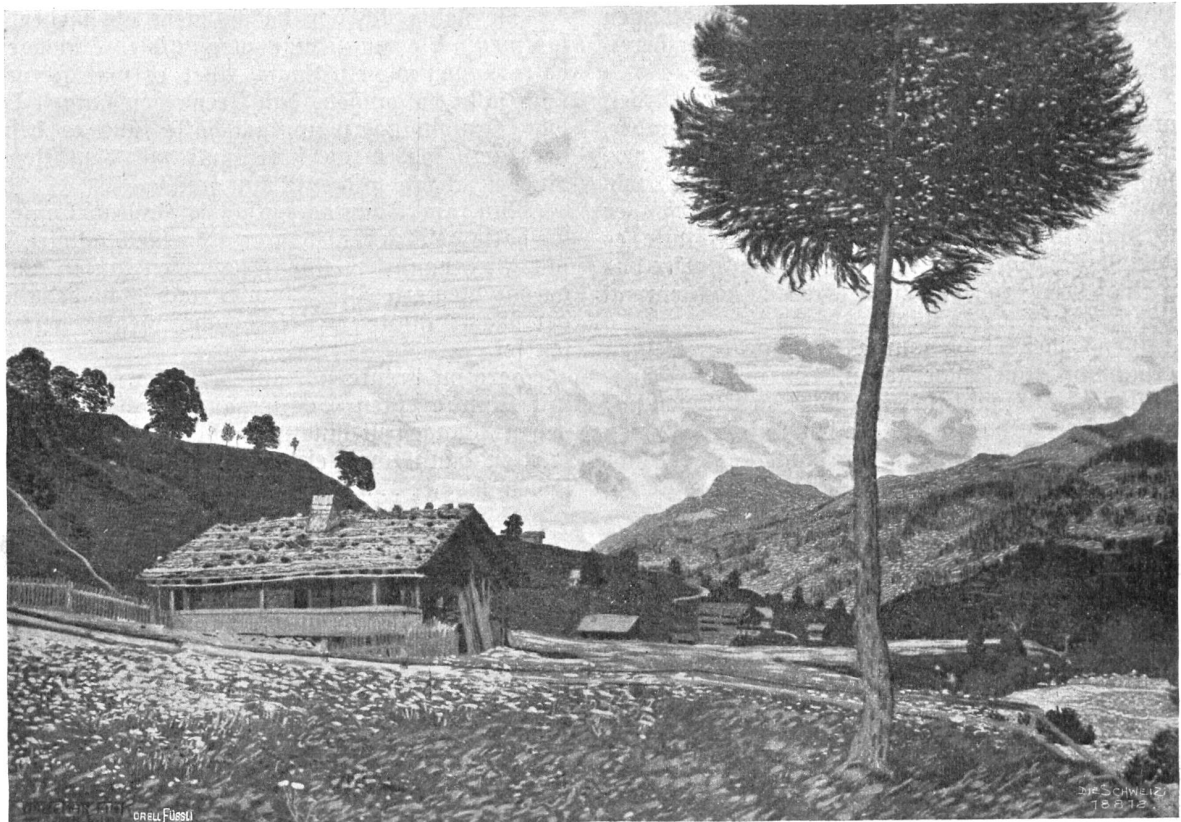
sehen. Während sie dem Pauli beim Einfüllen der Saatkartoffeln in die schmalen Säcke behilflich gewesen, hatten sich ihre Hände einmal flüchtig berührt. Gegen ihren eigensten Willen hatte sie ihm darauf in die Augen sehen müssen, und eine Erkenntnis war wie ein Funke in ihr Herz gefallen. Den ganzen Tag hatte die heimliche Sorge sie nun gequält, ihr Blick könnte ihm alles, alles verraten haben ...

Nein, wirklich es war gut, wenn er aus dem Hause fort war. Nachher ging ihr dann alles ganz leicht.

Nun brachte sie aber das Wort doch nicht über die Lippen. Was müßte der Vater von ihr denken?

Am Abend beim Zunachten, während Hermine aus dem Futtertrog in der Tenne Roggenmehl schöpfte, hörte sie, wie der Vater und Pauli im Pferdestall in gespanntem Tone hin und wieder redeten. Neugierig nach dem Grund des Zwistes trat sie an eine der geschlossenen Barrenluken hin.

Der Vater mußte sehr ungehalten sein, er gab sich auch keine Mühe, dies zu verbergen. „Also, wenn Euch das recht dünkt, ich binde keinen an. Gleich nach dem Morgenessen könnt Ihr abfahren, wenn Euch die Kost oder etwas anderes nicht paßt. Es ist ja die rechte Zeit, den Finkenstrich zu nehmen, jetzt, wo einem, während man eine Arbeit tut, sieben andere unter den Schuhsohlen hervordrängen. Jetzt, da es zu allem hin mit dem Rudolf wieder geübelt hat und er vorläufig nicht einmal einen Pflug aufschienen darf.“



Waldemar Fink, Edelboden.

Maiabendstimmung (1913).



Waldemar Fink, Edelboden.

Frühsonntag im Tal (1913). In Privatbesitz.

„Wenn es so ist, so will ich kein Wort gesagt haben,“ ließ sich Pauli nun kleinlaut vernehmen. „Ich bleibe da, bis man mich schickt.“

„Wegen der Arbeit allein wär mir's allenfalls nicht, da hab ich noch nie Angst gehabt. Wenn die Furrenzelt bis nach Wangenriist hinauf reichte, sie würde doch gehabert, auch ohne Euch, und wenn der Rudolf noch sechs Wochen lang bloß die Hühner füttern könnte. Aber etwas anderes ist einem nicht gleichgültig. Die Leute sollten nicht sagen, daß es einer bei mir nur acht Tage aushalten könne.“

Als sich Hermine vom Laden wegwandte, kam ein trockenes Lachen vom Holzschopf herüber. Die Brene hatte sie beim Lauschen beobachtet und machte nun die boshafte Bemerkung, der Schreiner Manz könnte vielleicht dort ein Fensterchen in den Laden hineinmachen ...

Beim Nachtessen, als Pauli bereits hinaus war, fuhr sie im Verlauf einer kleinen Auseinandersetzung, die sie mit dem Schwiegervater hatte, unversehens mit einer bösen Anschuldigung heraus. „Also, jetzt muß es endlich gesagt sein: Ihr hättet genug vor der eigenen Türe zu kehren! Ein Blinder kann das bald mit Händen greifen, daß die Hermine den Knecht lieber hat als den Hochzeiter!“

Klaus Inzuben sah einen Augenblick betreten. Plötzlich erhob er die geballte Faust gegen Brene. „Behalt dein Gift für dich, du! Bei der kommen allweg Taufe und Hochzeit nicht zusammen!“ Er hätte

sie geschlagen, wenn sie nicht flüchtig geworden wäre.

Nun wandte er sich an Hermine. Er konnte fast gelassen tun. „Mach dir nichts aus dem, was so eine sagt!“

Hermine hatte sich vom Tische erhoben. Sie stand steif und sicher. Um ihre bleich gewordenen Lippen spielte ein verächtlicher Zug. Hart, wie zu sich selber, sagte sie: „Ich lass' nichts an mich kommen!“

Um diese Zeit sprach Klaus Inzuben fast jeden zweiten Tag beim Schreiner Manz vor, um zu sehen, wie es mit der Aussteuer vorwärts gehe. Denn Herminens Hochzeit sollte schon nach dem Heuet, zugleich mit derjenigen Annettens stattfinden. Das kurze, bewegliche Männchen war immer ängstlich dafür besorgt, daß die Türe zwischen Stube und Werkstatt geschlossen blieb, damit der Bauer ja keinen Blick auf die angefangenen Hausratsstücke werfen könne. „Spart nicht am Holz und nicht an der Arbeit,“ munterte ihn dieser immer wieder auf. „Es soll ein Brautfuder geben, wie noch keines von Gersbad weggefahren ist.“

„Ihr wißt, daß ich die Profession gelernt habe,“ gab der Schreiner gewöhnlich ein wenig beleidigt darauf zurück. Aber etwas sehen zu lassen, dazu war er nicht zu bewegen. „Das Holz ist noch tot,“ behauptete er kurzweg. „Ja, wenn es sich um tannenes handelte, wo der Maler nachher mit seinem Lack und Geschmier kommt und alles über-

streicht, dann wär mir in der Butik keiner im Wege. Aber den mußbaumenen Maser, den lass' ich nicht sehen, bis der Schweiß drin ist. Der Schweiß muß ihm das Bild geben, nicht die Politur, wie viele meinen. Ich mach Euch dann schon auf, wenn's an der Zeit ist."

Als Hermine ihren Verlobten am Sonntag zur gewohnten Stunde die Dorfstraße heraufkommen sah, bemächtigte sich ihrer eine seltsame Erregung. Es schien ihr gar nicht anders möglich, heut mußte sich etwas Besonderes ereignen, es mußte alles eine kleine Wendung nehmen. Sie selber wollte mit Gewalt alle Scheu überwinden. Und er mußte sehen, daß sie doch auch ein klein wenig ihn selber meinte, nicht bloß seinen Besitz. Sie hatte sich bis jetzt auch gar zu wenig Mühe gegeben, auf seine trockene Art einzugehen. Gewiß, wenn sie ihn ein wenig merken ließ, daß sie ihn suchte . . .

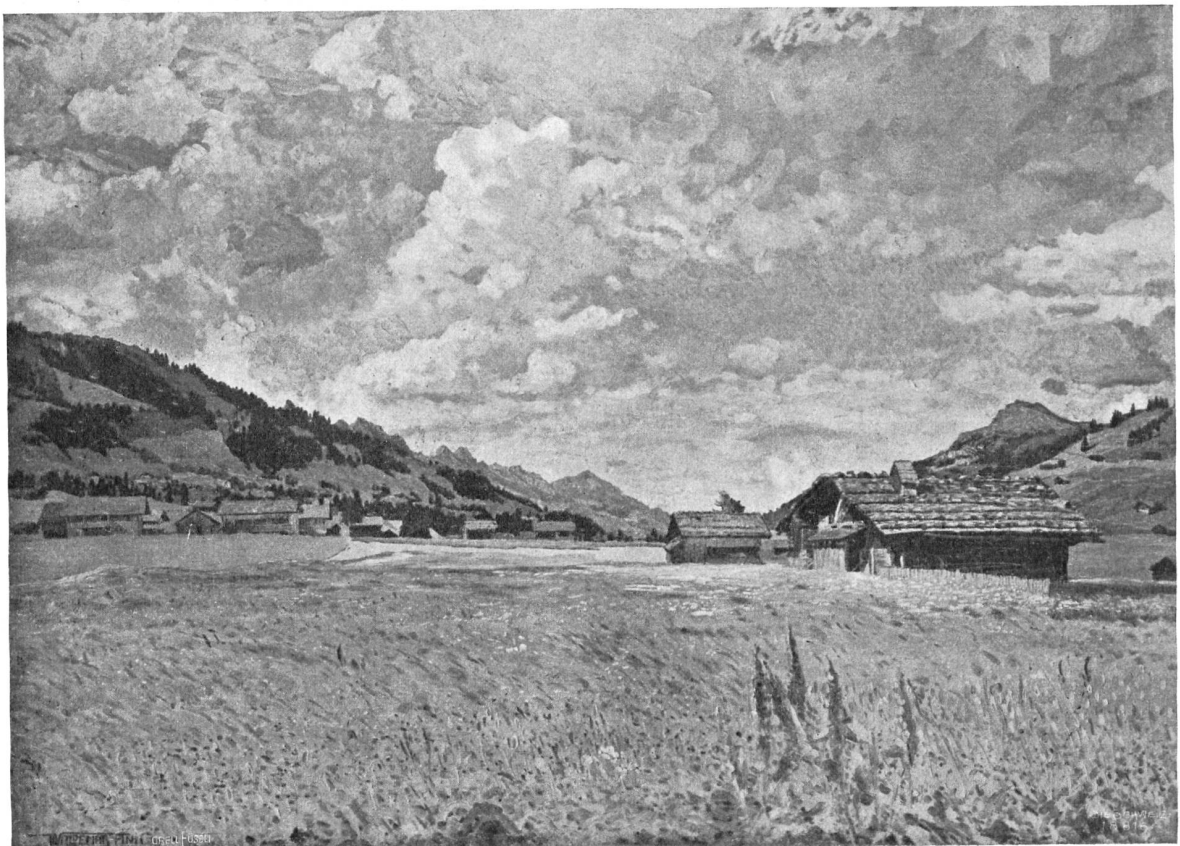
Aber Konrad Merk sah noch kaum zwei Minuten am Tische, sie hatte noch kaum ein paar der herkömmlichen Redensarten aus seinem Munde gehört, da wußte sie besser als je, daß sie ihm im Innersten immer fremd sein werde. Er war zwar heute etwas redseliger als sonst, da er erst seines Geschäftes wegen beim Rebstockwirt eingekehrt hatte. Die nichts sagenden Worte, die sie an ihn hingedete, klangen ihr selber wie etwas Fremdes in den Ohren nach. Sie konnte sich selber beobachten, wie sie in der Stube ab und zu ging, Gläser aufstellte, Tischgerät zurechtlegte und den Gast mit unwahrem

Lächeln nach allerlei Dingen fragte, die zu wissen ihr von Herzen gleichgiltig war. Eines stand bei ihr fest, wie mit eisernen Lettern war es auf ihren Pfad geschrieben: Es ist jetzt so. Und es muß alles den richtigen, rechten Weg gehen. Im stillen nahm sie Trost bei dem guten Rat, den ihr die alte Schönbühlerin jüngst in den Reben erteilt hatte: „Man tut wohl, wenn man bei den klaren Gedanken bleibt. Zu stark verschossen sein, das hat noch keiner Braut Glück gebracht. Da denkt man sich zu viel aus und stellt zu wenig auf sich selber ab. Auf sich selber muß man abstellen. Das Glück kommt schon, aber nicht so, wie man vorher meint, es hat ein anderes Gesicht. Glück ist, wenn man heimlich ein Kind herzen kann.“

Konrad erzählte mit Behagen, wie ihm heute vor dem Fortgehen daheim noch ein Schick gelungen sei: er habe dem Kehlhopfächter in Innerberg sein Fohlen anhängen können. Wohl fünfzig Franken zu teuer; der Fenner habe an dem Tierlein den Narren gefressen.

Es war Hermine, als ob ihr nun an dem Bilde der neuen Heimat immer etwas fehlen würde. Sie schlug es sich endgiltig aus dem Kopf, heute schon, wie sie es sich vorgenommen, etwas von den Tauben zu ihm zu sagen. Das stand bei ihr fest: in dieser Sache wollte sie dann nicht nachgeben.

Unversehens stand jetzt der Schreiner Manz in der Stube. Er war in Schurz und Werktagskleidern; offenbar kam er gleich von der Arbeit weg. Sein



Waldemar Fink, Edelboden.

Die Stille der Felder (1913).



Waldemar Fink, Edelboden.

Wintertag (1912). In St. Galler Privatbesitz.

vor Aufregung gerötetes Gesicht zeigte einige Verlegenheit, als er Klaus Inzuben nicht zugegen fand. Er habe dem Klaus nur sagen wollen, daß die Butiktüre jetzt offen sei. Freilich sei erst das Hauptstück fertig, der doppelte Kasten. Aber der sei das Ansehen wert.

Auf Herminens Vorschlag war Konrad gern dabei, mit ihr den Kasten in Augenschein zu nehmen. Der Schreiner trippelte neben ihnen her über die Gasse. Er war jetzt verlegen und fand kaum ein Wort, bis sie sich der Werkstatt näherten. „Seit gestern mittag hab ich an einer einzigen Füllung geschafft, sozusagen ohne einmal aufzusehen. Wenn man am Polieren ist und das Bild fängt an, sich zu zeigen, dann kann man nicht mehr davon weg, da fragt man nicht, ob's Nacht oder Sonntag ist: Heraus muß es!“

Nachdem er die Außentüre zur Werkstatt geöffnet hatte, setzte er sich sorgfältig die Hornbrille auf die Nase. Ein wenig abseitsstehend hielt er auf den Gesichtern der Gäste scharfe Musterung. „So ein Bild hab ich noch aus keinem Maser herausgebracht,“ sagte er endlich, fast etwas betreten darüber, daß diese mit dem Lob nicht ausrücken wollten.

„Der Kasten ist recht gemacht,“ sagte Konrad jetzt etwas von oben herab.

„Bloß recht?“ Der Schreiner Manz gab ihm einen scharfen Blick über die Brille hinweg. „Wenn der Kasten bloß recht ist, dann nehm ich eine Art und schlag ihn in hundert Stücke.“

„Er meint es nicht so,“ warf Hermine begütigend ein. „Der Kasten gefällt ihm schon.“

Konrad hob die Achseln ein wenig in die Höhe. „Er wird sich nicht übel machen in der großen Kammer über der Stube,“ gab er in verbindlichem Tone zu, während er einem draußen vorbeifahrenden Fuhrwerk nachsah.

„Der Politur kann man nichts nachreden,“ bestätigte der Meister trocken. „Am Schweiß hat es auch nicht gefehlt.“ Er kam unversehens in Eifer. „Man muß halt nicht bloß auf den Glanz achten, man muß das Bild sehen und etwas hineinlegen können. Zum Beispiel, wenn man hier steht, genau da, wo ich bin: Sind das nicht zwei Wolken, die aneinander vorbeifahren?“ Er zeigte mit den zitterigen, noch vom Polierlappen beschmutzten Fingern auf einer der Türfüllungen nach: „Kann man da nicht einen Baum sehen und zwei Kinder mit einem Ziegenböcklein darunter? Das Ziegenböcklein erkennt man jetzt noch nicht gut, das kommt dann mit den Jahren noch besser heraus. Das Bild wächst immer, wenn man den Schweiß nicht gespart hat.“

Konrad trat näher herzu, sah von links und von rechts hin. „Ich finde von dem allem nichts,“ sagte er und schüttelte den Kopf.

Der Schreiner stuzte ein wenig. „Ihr findet nichts? Hab ich denn andere Augen als Ihr? Und die zwei Gesichter hier in der Ecke? Sind die etwa auch nicht vorhanden? Gleicht nicht eines



Waldemar Fink, Edelboden.

Beimkehr. In Privatbesitz.

davon auf ein Haar dem Rebstockwirt, wenn man sich den Bart wegdenkt?"

Hermine sah näher hin, sie fand, daß man sich da wirklich ganz gut zwei Gesichter denken könne.

Konrad blieb bei seiner Meinung, daß das zwar ein hübscher Maßer sei; aber wie Wolken und Gesichter und Ziegenböcke aussähen, das wisse er auch schon lang, da lasse er sich keine Sachen aufschwätzen.

Es war Hermine jetzt, als ob der Kasten ein lebendiges Wesen wäre und ihr etwas zuraunen würde: „Was wir zwei mitbringen, das gilt allweg auf dem Taubenmoos nicht viel!“

Der Schreiner Manz machte nicht mehr viel Worte. Das vorher so bewegliche Männchen zog sich ganz auf sich selber zurück. „Manche finden so etwas halt nicht,“ kam es nach einer Weile etwas enttäuscht von seinen Lippen. Er war sichtlich froh, daß ihn die Gäste bald wieder zwischen seinen Spänen, Leimpfannen und Salbetöpfen allein ließen.

Es fiel Hermine auf, daß Konrad Merk an diesem Nachmittag wenig mehr von der trockenen Zurückhaltung zeigte, mit der er ihr bis jetzt begegnet war. Aber es war nicht der Versuch, auf ihr Wesen einzugehen, er schien sich nur auf sein Eigentumsrecht zu besinnen. Als sie einmal allein in der Stube

waren, legte er mit einem kurzen „Es ist doch erlaubt?“ den Arm um ihre Hüften. Er fragte nicht, seine Frage bedeutete ihrem Tone nach: Das ist nun doch selbstverständlich.

Seine plumpe Art machte ihre Seele zittern. Sie war froh, daß er den Besuch ein wenig abkürzte, um den eingefädelten Ochsenhandel mit Muße zum Abschluß bringen zu können.

Beim Abschiednehmen unter der Haustüre kam er noch einmal auf den Schreiner zu sprechen. „Ein gefeskwidriges Männlein, das,“ sagte er kopfschüttelnd. „Ich von mir aus verkehr' sonst lieber mit Leuten, die im Senkel sind. Was man da alles auf seinem geölten Holz finden sollte!“ Er grinste leise in sich hinein, wie wenn er sich auf etwas Angenehmes besinnen würde. „Wenn ich dann nur einmal bei meiner Frau alles finde, hähä...“ Er gab ihr einen leichten Klaps auf den bloßen Hals und blinzelte sie aus halb zugekniffenen Augen an — genau wie die Merkin damals nach dem Verlobungessen getan.

Sie war auf dem Punkte, ohne weiteres von ihm wegzugehen. Er merkte nicht einmal, wie ihr seine täppische Anzüglichkeit zuwider war. „Ja, daß ich's nicht vergesse,“ fuhr er in zutunlichem Flüstertone fort, „die Mutter meint auch, du köm-

test jetzt, da wir doch ‚geringelt‘ sind, ganz gut einmal für ein paar Tage aufs Taubenmoos zu Gast kommen. Halt so zum Angewöhnen an die Gelegenheit, hähä!“ Er zwinkerte wieder, ihr Einverständnis ohne weiteres voraussetzend. In seinen Augen glühte ein begehrllicher Wille.

Ihr Herz bäumte sich auf. Eine unüberwindliche Abneigung, ja ein Ekel vor ihm erfaßte sie. Sie wußte jetzt, daß er das letzte Mal auf dieser Schwelle stand. Aber sie hütete sich, diesen Gedanken vor ihm lautwerden zu lassen.

(Schluß folgt).

Waldemar Fink.

Mit Kopfleiste, einer Kunstoffbeilage und sechs Reproduktionen im Text.

Wenn die Ausdauer und die Beharrlichkeit und die hundertfach wiederkehrenden Anläufe, mit der viele unserer jungen Künstler die steilen Höhen des Parnas zu erklimmen suchen, ein Gradmesser wären für die innere Tüchtigkeit, so müßte Waldemar Fink längst zur Anerkennung gelangt sein, denn er hat viele Jahre der bittersten Enttäuschung, der Entmutigung und des Schludertums hinter sich. Sein Vater, ein angesehenes Malermeister in Bern, zwang ihn, das Handwerk zu erlernen, zu dem er keinen Hang und keine Liebe verspürte. Der kluge erfahrene Mann wollte seinem Sohne ein sicheres Auskommen verschaffen, und so mußte der junge Fink in der Gipserschürze mit dem großen Malpinsel Fassaden streichen und Reklametafeln bemalen, bis er eines Tages durchbrannte und in München jenes unfreiwillige Bohème- und Hungerleben führte, das die große Menge in den Kino- und Theater Vorstellungen so schön und rührend findet.

Die Kraftlosen und Schwachbegabten gehen in dieser Bohème zugrunde, die starken Talente ringen sich durch.

Fink lebte eine Zeit lang in abgelegenen Walliserdörfern von steinhartem Roggenbrot und bröckeligem Käse, von dünnen Minestren und billigen Racletten, verkaufte dann und wann ein Bild, beschickte die Ausstellungen mit großen Sendungen, die überall zurückgewiesen wurden, bis sich ihm in München ein Türchen öffnete. Die unverdiente Zurückweisung im eigenen Lande verdroß den Dreißiger so sehr, daß er sich in den Schmollwinkel setzte und dabei vergaß, wie ähnlich es Größeren auch ergangen ist und zu allen Zeiten ergehen wird. In einem Bauernhaus Adelbodens nistete er sich ein und fing wieder an mit Malen, Darben und Rahmenschnitzen, bis bessere Zeiten Einkehr hielten. Hans Thoma begann sich für ihn zu interessieren, deutsche Zeitschriften ersuchten um Einwendung von Proben seines Talentcs, und heute hangen



Waldemar Fink, Adelboden.

Abend im Gebirge (1913). In Privatbesitz.